

Rezensionen und Referate.

Psychologie.

System der Psychologie. Leitfaden für das Studium der neueren Psychologie. Von Dr. Hermann Dimmler. München 1911, Franz Gais. VII und 133 S. Brosch. 3,80 *M.*

Der als Dichter und Psycholog hekannte Dr. H. Dimmler legt ein „System der Psychologie“ vor, das als „Leitfaden für das Studium der neueren Psychologie“ gedacht ist. Damit ist auch der Zweck und die Art des Buches selber näher bestimmt. „Ein Lehrbuch der Psychologie, welches weitere Kreise für die letzte und kostbarste der aufblühenden Wissenschaften gewinnen will, muss an die unmittelbar gegebenen Bedingungen des Lebens anknüpfen. Es muss seinen Schwerpunkt von der historischen Entwicklung auf das Herausschälen reifer Früchte verlegen. Es muss darnach trachten, aus dem Wenn und Aber heraus der bündigen, unmittelbar verwertbaren Formulierung philologischer, mathematischer und naturwissenschaftlicher Werke näher zu kommen“. Am Schluss des Buches findet sich ein ausführlicher Hinweis auf die psychologische Literatur. Er verfolgt den Zweck, „die erste Verbindung zu dem ins Grosse angewachsenen Gedankenmaterial der psychologischen Forschung herzustellen“.

Dimmlers „System der Psychologie“ verrät auf jeder Seite den tüchtig geschulten Psychologen und scharfen Beobachter. Mit diesen Vorzügen verbindet sich eine klare und einfach-edle Darstellungsweise.

In meiner Besprechung greife ich nur die feinsinnigen Ausführungen über das Gefühl heraus, weil ich sie für einen wertvollen Beitrag zur modernen Gefühlspsychologie halte. Die Gefühlslehre wurde lange Zeit von den Philosophen arg vernachlässigt. Aristoteles ist hier an erster Stelle zu nennen. Erst musste Rousseau die Sprache des Gefühls geredet haben, ehe es Tetens wagen konnte, das Gefühl dem Denken und Wollen zu koordinieren. Das einseitige Vernunftinteresse und die antieudämonistische Ethik Kants konnte dem Gefühl nicht gerecht werden. Selbst die Philosophie Herbarts, die doch auf die Psychologie das Hauptgewicht legte, konnte wegen ihrer mechanischen Auffassung des Seelenlebens dem Gefühl nicht recht beikommen. Erst seit Horwicz und Lehmann bemerkt man das sichtlich steigende Interesse für die Psychologie des Gefühls in jedem

Handbuch der Psychologie als auch in den wertvollen Einzeluntersuchungen, welche seit dieser Zeit über diesen Gegenstand erschienen sind. Schon Horwicz hatte den genialen Versuch gemacht, das Gefühl in den Mittelpunkt der psychologischen Betrachtung zu rücken. Das ist nach meinem Dafürhalten auch der einzig richtige Standpunkt. Das Gefühl ist ja nichts Isoliertes in unserem Seelenleben; es ist mit allen unseren seelischen Erlebnissen verwachsen. Der Wichtigkeit des Gefühlslebens trägt denn auch Dr. Dimmler Rechnung, indem er vor allem auf den Zusammenhang des Gefühls mit den übrigen seelischen Erlebnissen hinweist und das Gefühl selbst einer eingehenden Untersuchung unterzieht. „Die Gefühle bilden den Wertinhalt der Seele. Vorstellungen und Wollungen dienen der Erwerbung des Inhaltes“. Mit diesen Worten ist die Bedeutung des Gefühls in richtiger und treffender Weise charakterisiert. Die innige Verwachsung der Gefühle mit den übrigen Erlebnissen kommt in dem Satz zum Ausdruck: „Alle seelischen Gebilde besitzen eine Wert- oder Unwertbetonung, welche unmittelbar mit dem betreffenden Gebilde zum Bewusstsein gelangt“. Der Verfasser behandelt unter den seelischen Gebilden das Gefühl an erster Stelle. Bei einigen mag das vielleicht Bedenken erregen, Ich halte es jedoch für ganz unbegründet; denn das Gefühl ist ja tatsächlich das erste Gebilde, das in der Seele entsteht. Die Schmerzempfindung, die wir haben, kommt uns nur in Gefühlsform zum Bewusstsein. „Die Gefühle entstehen in der Seele durch einen von diesen Gefühlen selbst verschiedenen Erreger, der zugleich Gegenstand dieser Gefühle ist. Der Erreger ist entweder ein seelischer oder nichtseelischer Gegenstand (Körper)“. Durch die Frage nach dem Erreger der Gefühle wird die Einteilung in seelengegenständliche und körpergegenständliche Gefühle gewonnen. Die körpergegenständlichen Gefühle entstehen in der Seele durch die unmittelbare Einwirkung des mit der Seele verbundenen Körpers. Die seelengegenständlichen Gefühle entspringen der Wechselwirkung zwischen seelischen Wesen. Unter den seelengegenständlichen Gefühlserregungen unterscheidet der Verfasser vier Arten: harte und weiche, derbe und edle, oberflächliche und tiefe, leicht- und schwerbewegliche. Hervorgehoben zu werden verdient, dass der Verfasser auf den angeborenen und beweglichen Gefühlscharakter aufmerksam macht. „Jedes Seelenwesen bringt eine Gefühlsanlage von ganz bestimmtem Charakter mit zur Welt. Sein ganzes seelengegenständliches Empfinden bewegt sich innerhalb dieser Anlage und tritt dadurch in dauernden Gegensatz zu dem seelengegenständlichen Empfinden anderer Seelenwesen. Neben diesem dauernden angeborenen Gefühlscharakter haben wir einen wechselnden zu unterscheiden, der innerhalb der Grenzen des angeborenen liegt, sich aber innerhalb dieser Grenzen in denselben Gegensätzen bewegt, denen der angeborene Gefühlscharakter unterworfen ist. Der an sich seiner Natur nach hart empfindende Mensch empfindet wechselweise hart und weich, der edel veranlagte Mensch wechselweise derb und edel, der tief veranlagte

oberflächlich und tief usw.“ Ich möchte auch nicht unterlassen, auf die interessanten Ausführungen über den Heilungsprozess der Gefühlsverstimmung hinzuweisen.

Mein Gesamturteil möchte ich in die Worte fassen: Dimmlers „System der Psychologie“ ist ein gediegener Leitfaden für das Studium der neueren Psychologie.

Zangberg (Bayern).

Dr. M. Lechner.

Die differenzielle Psychologie in ihren methodischen Grundlagen. Von W. Stern. Leipzig 1911, Barth. 11 *M.*

Die experimentelle Psychologie verfolgte bei ihrem ersten Auftreten rein wissenschaftliche Zwecke, sie erstrebte rein theoretische Kenntnisse, suchte durch exaktere Beobachtungen mit Hilfe des der Naturwissenschaft entlehnten Experiments tiefer in das Seelenleben einzudringen und die allgemeinen Gesetze einer Durchschnittspsyche festzustellen. Sobald aber einige wertvolle Resultate erzielt waren, zeigte sich, dass dieselben auch sehr wichtige Bedeutung für das Leben haben konnten. Eminent praktisch sind die Experimente über das Gedächtnis, über Ermüdung, und es war insbesondere die Pädagogik, welche daraus Nutzen für Unterricht und Erziehung zu ziehen suchte. Seitdem aber haben noch andere grosse Gebiete, wie Gerichts- und Kriminalwesen, Hygiene, Pathologie usw., den Einfluss der exakten Psychologie erfahren.

Bei dieser Anwendung auf das konkrete Leben darf die Untersuchung aber nicht bei allgemeinen Gesetzen, nach denen etwa eines Durchschnittsmenschen Seelenleben verläuft, stehen bleiben, es müssen die Variationen des Menschentypus berücksichtigt werden. Zu deren Berücksichtigung wurde freilich schon die theoretische Psychologie bei ihren Experimenten hingedrängt, denn es ergaben sich vielfach Abweichungen von dem regelmässigen Verlauf, die anfangs einfach als Ausnahmen von der Regel hingenommen werden mussten, bei genauerem Zusehen aber auch eine Gesetzmässigkeit aufweisen, die zur Aufstellung von Typen führte, wie z. B. des visuellen, auditorischen, motorischen Typus der Vorstellungsweise.

Damit war der Anfang einer „Differenziellen Psychologie“ gegeben, die dann in Deutschland hauptsächlich durch W. Stern weiter ausgebildet wurde, der auch speziellere Gebiete, insbesondere die Psychologie des Kindes, worüber wir wiederholt im Jahrbuch berichtet haben, mit bestem Erfolge bearbeitet hat, wie denn überhaupt seine psychologischen Bestrebungen auf das Praktische gerichtet sind. In Verbindung mit O. Lipmann gibt er eine „Zeitschrift für angewandte Psychologie“ heraus.

Schon im Jahre 1900 veröffentlichte er eine Schrift „Ueber Psychologie der individuellen Differenzen (Ideen zu einer differenziellen Psychologie)“, von der wir s. Z. ein ausführliches Referat im Phil. Jahrb. gaben. Eine neue Auflage des Werkes, welche der Verleger wünschte, hielt er nicht für geraten, sondern setzte an deren Stelle die gegenwärtige Schrift, denn „die differenziell-psychologische Arbeit hatte inzwischen solche Fortschritte gemacht

und einen derartigen Umfang angenommen, dass ihr mit Ideen, Hinweisen und Programmen nicht mehr gedient sein konnte. Was sie nunmehr brauchte, war ihre Grundlegung als wissenschaftliche Disziplin. Es musste versucht werden, in das wildwuchernde Dickicht von Gesichtspunkten und Methoden Klärung und Uebersicht zu bringen, kritisch das Brauchbare vom Unbrauchbaren zu sondern, die speziellen Aufgaben und Verfahrensweisen der jungen Wissenschaft gegen die der anderen psychologischen Gebiete abzugrenzen . . . Aus dem alten Buche ist in dieses — mit Ausnahme der Bruchstücke weniger Seiten — nichts übergegangen. Auch die Disposition ist eine ganz andere geworden. Die Methodik und die allgemeinen Problemstellungen bilden nun den eigentlichen Gegenstand des ganzen Buches; der erste Hauptteil enthält die Methoden zur Feststellung des psychologischen Materials (Ich-, Nah- und Fernmethoden), der zweite Hauptteil die Lehre von den psychologischen Verschiedenheiten (Variationen und Korrelationen), der dritte die Lehre von den Individualitäten (Psychographie und Komparationslehre)“.

Von einer ausführlicheren Darstellung einzelner Gebiete ist nunmehr abgesehen worden, denn dieselben sind doch noch nicht hinreichend bearbeitet. Es müssen noch mehr Monographien über Gedächtnis, Intelligenz, Talente, Temperamente, Charaktere die Aufmerksamkeits- und Anschauungstypen, über die Psychologie der Frau, des Künstlers, des Verbrechers, welche alle in das Gebiet der differenziellen Psychologie fallen, einer systematischen Darstellung vorarbeiten.

Dies genüge für einen vorläufigen Hinweis auf das interessante Werk, wir werden noch einmal ausführlicher auf dasselbe zurückkommen.

Fulda.

Dr. C. Gutberlet.

Sozial-Ethik.

Ethica socialis, seu Sociologia. Von Dr. Joseph Kachnik.
Olmütz 1909, Promberger. 287 S. gr. 8°. Kr. 6,60.

Das Werk bietet die Hauptfragen der sozialen Ethik, insbesondere die, welche für die Gegenwart besondere Bedeutung haben. Aus akademischen moraltheologischen Vorlesungen entstanden, ist es seiner ganzen Anlage nach auch in erster Linie für Theologiestudenten und Priester berechnet.

In der Einleitung behandelt der Vf. den Begriff der Soziologie, und der Gesellschaft im allgemeinen. Es wird dann in 4 Kapiteln gehandelt: De societate domestica et civili, de labore et mercede operae, de socialismo et dominio privato, de liberalismo oeconomico et classium seu statuum societatis organisatione. Die Inhaltsangabe zeigt, dass in der Tat aktuelle Fragen berührt werden. Die Brauchbarkeit des Werkes wird dadurch nicht unbedeutend gehoben, dass überall nicht bloss die ethischen Grundsätze dargelegt, sondern auch die sozialpolitischen Mittel erörtert werden, die zu einer Besserung der sozialen Verhältnisse geeignet erscheinen.

Im einzelnen möchte ich von dem Inhalte folgendes hervorheben, was für die Kämpfe der Gegenwart von besonderer Bedeutung ist. S. 136 wird die Berechtigung eines Familienlohnes dargetan. S. 139 ff. wird der Streik in der herkömmlichen Weise behandelt. Auch der sogenannte Meliorationsstreik wird als berechtigt anerkannt; nur darf er nicht auf Kontraktbruch beruhen; auch muss den Arbeitswilligen volle Freiheit gelassen werden, die Arbeit fortzusetzen. S. 231 ff. wird die moderne Arbeiterfrage behandelt. Vf. vertritt hier auch das Koalitionsrecht der Arbeiter nach Berufen in Gewerkvereinen und sagt über derartige Verbände in Deutschland: In Germania eiusmodi associationes tum interconfessionales tum christianae sunt. Wenn auch damit die Gewerkschaften in Deutschland nicht vollständig richtig und nicht hinreichend gekennzeichnet sind, so wird doch die sittliche Berechtigung der interkonfessionellen christlichen Gewerkschaften anerkannt, weil nichts gegen sie eingewandt wird.

Unter der angegebenen deutschen Literatur vermisste ich besonders das vortreffliche Werk Retzbachs, „Leitfaden der sozialen Praxis“, das in seiner letzten Auflage die neuesten Aenderungen der deutschen Sozialgesetzgebung bereits berücksichtigt hat.

F u l d a.

Prof. Dr. V. Thielemann.

Religionswissenschaft.

Handbuch der Apologetik als der wissenschaftlichen Begründung einer gläubigen Weltanschauung. Von Dr. Philipp Kneib, o. ö. Prof. der Apologetik an der Julius-Maximilians-Universität zu Würzburg. Paderborn 1912, Ferdinand Schöningh. XIII, 850 Seiten.

Ein gewaltiges Material ist hier zur Darstellung gelangt, geordnet nach den zwei grossen Gesichtspunkten: Gott und Geist (1—239) und: Der Menschengestalt und die Offenbarung (240—803), und zerlegt in sieben Abschnitte, von denen zwei auf den ersten Teil (1—239) und fünf auf den zweiten Teil (240—803) entfallen.

In den den ersten Teil bildenden beiden ersten Abschnitten, denen eine Einleitung über die Religion und ihre Entstehung (1 - 14) vorausgeht, werden die Beweise für das Dasein Gottes und für die Substantialität, Willensfreiheit und Unsterblichkeit der menschlichen Seele dargelegt.

Die Gottesbeweise werden in kosmologische und psychologische eingeteilt, von den ersteren werden herangezogen der Kontingenzbeweis, der Beweis aus der Ursächlichkeit, aus der Gesetzmässigkeit und aus der Zielstrebigkeit der Welt; die letzteren werden zergliedert in den Beweis aus dem vorstellenden Bewusstsein, aus dem Denken, aus der sittlichen Anlage und Verpflichtung, aus der Hoffnung auf innere und äussere Vollendung,

Ein Anhang zu den Gottesbeweisen behandelt die Persönlichkeit Gottes und den Monismus des Geistes. Es weht durch die hier in Betracht kommenden Ausführungen etwas von dem idealistischen Geistesfluge Schells, der sich mit Vorliebe den ideellen Seiten der betreffenden Fragen zuwendet und die Lösungen aus den Forderungen, Anlagen und Gesetzen des „Geistes“ heraus zu geben liebt. Doch sind Kneibs Ausführungen durchweg knapper, klarer und greifbarer als Schells Gedankengänge. Ueber dieser Vorliebe zum Geisthaften scheinen mir einige Gegenstände von Bedeutung zu kurz gekommen zu sein, so vor allem die Frage über die Entstehung der Religion, die heute im Vordergrund des religionswissenschaftlichen Interesses steht und die auch auf katholischer Seite neuerdings grosse Beachtung gefunden hat, es sei nur an die einschlägigen Arbeiten von Schneider, Pesch, Gutberlet, Le Roy und Schmidt erinnert. — Auch die Frage nach dem Ursprung der sei es atomistisch, sei es dynamistisch bzw. energetisch gedachten Materie und der Nachweis ihres unbedingten Nicht-Aussichseins in jeder Hinsicht, die zu einer der Kernfragen der Theodicee geworden ist, ist bei der Entwicklung des Kontingenzbeweises und bei der Zurückweisung des materialistischen Monismus Ostwalds und Haeckels meines Erachtens nicht befriedigend genug behandelt worden. — Vielleicht dürfte der Name „Beweis aus der Ursächlichkeit“ für den zweiten von den dargelegten Gottesbeweisen nicht ganz glücklich gewählt sein, da ja alle Gottesbeweise, selbst die psychologischen und ideellen, letzthin „Ursächlichkeitsbeweise“ sind. Denn nur von Wirkungen oder gewirkten Tatbeständen, Anlagen u. dgl. kann ich auf ein existierendes höchstes Wesen schliessen, was die gesunde Theodicee gegen Anselms und Descartes' rein ideologische Gottesbeweise von jeher mit Entschiedenheit betont hat.

Auch im zweiten Abschnitt „Der Geist“ macht sich der ideale Zug, der den Verfasser auszeichnet, in seiner Licht- und Schattenseite geltend. Die Beweise für die Unsterblichkeit der Seele (aus dem Seintrieb, aus dem Trieb nach vollendetem Glück, aus dem allgemeinen Verlangen nach Wahrheitserkenntnis, aus der allgemeinen Anlage zur Sittlichkeit und dem allgemein herrschenden Rechtsgefühl, ex consensu omnium, Anhang: ein sogenannter empirischer Beweis für die Unsterblichkeit) werden nämlich mit sichtlicher Vorliebe und vielseitiger Beleuchtung dargelegt, während die Beweise für die Existenz, Geistigkeit und Substantialität der Seele, auf denen die Unsterblichkeit der Seele philosophisch betrachtet letzthin ruht, wohl zu knapp gegeben sind.

Der zweite Teil ist überschrieben: Der Menscheng Geist und die Offenbarung. Ich möchte glauben, dass die Einbeziehung des Menscheng Geistes hier mehr aus formellen, denn aus sachlichen Gründen gerechtfertigt ist; formell nimmt es sich gut aus, wenn auch im zweiten Teile Gott (der Offenbarende) und Geist wieder, wie im ersten Teile, die

grossen Darstellungszentren sind. Indes ist diese Gegenüberstellung in den sachlichen Ausführungen selber nicht durchgeführt worden, und so wäre es wohl besser gewesen, den Stoff des zweiten Teiles in der herkömmlichen Weise bloss um die „Offenbarung“ zu gruppieren. Dieser zweite Teil bietet eine Fülle von Darlegungen, die man in solcher Ausführlichkeit in den bekannten Lehrbüchern der Apologetik nicht finden wird. Es sind das besonders die Ausführungen des zweiten Abschnittes: Die Offenbarung des Alten Testaments, und jener Teil der Ausführungen des vierten Abschnittes, wo der Verf. sich mit der Bestreitung der geistigen Gesundheit Jesu auseinandersetzt. Diesen sehr dankenswerten Erweiterungen der herkömmlichen Apologetik gegenüber sind der erste Abschnitt des zweiten Teiles, der vom Begriffe, der Angemessenheit und Erkennbarkeit der Offenbarung, ferner vom Wunder und der Weissagung als den Erkennungszeichen der Offenbarung handelt, sowie der dritte Abschnitt des zweiten Teiles, insbesondere die Frage der Echtheit und Glaubwürdigkeit der Evangelien, nicht so behandelt worden, wie es die Bedeutung dieser Materien meines Erachtens forderte. Wunder und Weissagungen sind und bleiben für die katholische Apologetik die ersten und wichtigsten *motiva credibilitatis*, und um die Glaubwürdigkeit der Evangelien tobt heute der Kampf heftiger denn je, insbesondere auch auf dem literargeschichtlichen und religionswissenschaftlichen Boden.

Die Stellung, die der Verf. in jenen Fragen einnimmt, die noch im Flusse sind bzw. selbst im katholischen Lager verschiedene Lösungen finden (ich denke da vor allem an den zweiten und dritten Abschnitt des zweiten Teiles), wird selbstverständlich nicht jedem Kritiker überall zusagen, wird aber im grossen Ganzen zweifellos als sachkundige und sehr beachtenswerte bezeichnet werden müssen.

Für die sicher bald eintretende Neuauflage dürfte, für die Zwecke der Studierenden, im allgemeinen eine vertiefere und distinktere philosophische Klarlegung der einzelnen Beweisunterlagen und der einzelnen Beweismomente sowie der Hauptbegriffe anzustreben und die logische Abfolge und Verknüpfung der einzelnen Darlegungen mehr herauszustellen sein.

Kneibs Apologetik ist vorteilhaft gekennzeichnet durch die hohe, ideale Auffassung des Gesamtgegenstandes, durch die vielseitige, immer geistvolle Beleuchtung der einzelnen Fragen und durch die Fülle des bearbeiteten Materials, wobei namentlich auch die neuesten Fragen, Probleme und Strömungen eingehende Berücksichtigung gefunden haben,

Fulda.

Dr. Chr. Schreiber.

Die Religion der Naturvölker. Von Msgr. A. Le Roy, Bischof von Alinda, Generaloberer der Väter vom Heiligen Geist. Von der französischen Akademie preisgekröntes Werk. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von G. Klerlein, Pfarrer. XV, 551 Seiten. Rixheim i. E. 1911, Druck und Kommissionsverlag von Sutter & Co.

Der Verfasser des vorliegenden Werkes, seit 1907 Professor der Religionsgeschichte an dem *Institut catholique* zu Paris, begann seine Laufbahn als Missionar in Afrika im Jahre 1877 an der Ostküste. An dieser damals von Weissen wenig gekannten Küste, in Bagamoyo, hatte er Gelegenheit, Vertreter aller Bantustämme bei den Karawanenzügen nach der Küste vorbeiziehen zu sehen, von den Baganda des Viktoria-Njansa bis zu den Wa-jao am Njassa, bis zu den Manjema des oberen Kongo und den entlegenen Bewohnern des Katanga. Zudem verpflichtete ihn seine Amtstätigkeit bis 1893 zu zahlreichen Reisen und zu mehr oder minder langem Aufenthalt in den Gebieten vom Somalilande bis zum Mozambique, vom Laufe des Tana bis zum Felsengebirge des Kilimandscharo, von den Inseln Sansibar, Pemba und Mombasa bis zu den Massai-Ebenen und den Bergen von Taita, Pare, Nguru, U-sam-bara und U-ruguru. Im Jahre 1893 musste er an die entgegengesetzte Küste nach Gabun, „wo im Schatten des grossen Waldes am Aequator, am Ufer der Flüsse und Seen oder an den Säumen der sonnenumfluteten Ebenen andere schwarze Negerstämme sich lagern, die in gewisser Hinsicht viel Gemeinsames aufweisen, aber doch so verschieden sind in ihrem Aeusseren, in ihren Gewohnheiten und Sprachen, so interessant und seltsam zu studieren“ (VIII f.). Ein zwanzigjähriges Studium (1877—1896) an Ort und Stelle ging somit der Abfassung dieses Buches voraus (41).

Zum Gegenstande seiner Forschungen hat der Vf. die Religion der über einen grossen Teil Afrikas, von einem Ozean zum anderen, vom oberen Nil und dem Tschad bis zum Oranjefluss verbreiteten Bantustämme und der unter den Bantu lebenden „Negrillen“, der afrikanischen „Pygmäen“, gemacht. Der Titel „Die Religion der Naturvölker“ ist darum etwas zu weit gefasst, findet aber darin seine Berechtigung, dass — wie der Verf. S. 55 bemerkt — er das bei den Bantu und Negrillen gesammelte Material mit dem anderer, ähnlicher Völker der heutigen oder längst vergangenen Zeit vergleicht und daraus auf die Religion aller Naturvölker Schlüsse zieht.

Ueber die zu beachtende und von ihm eingehaltene Forschungsmethode hat der Verf. Grundsätze aufgestellt, die allgemeine Zustimmung finden werden: Keine Beweise a priori, sondern engster Anschluss an die Quellen! Als solche Quellen bezeichnet der Verf.: Das mündliche Zeugnis der Naturvölker, die einheimischen Sprachen, die verschiedenen direkt oder indirekt religiösen Uebungen, die hl. Texte (rituelle Formeln, heilige

Gesänge, Legenden und Mythologien). Eine scharfe Scheidung nimmt der Verf. vor zwischen der Religion einerseits und den Nachäffungen derselben, Aberglaube, Mythologie und Magie, andererseits. So stellt sich ihm denn der Plan und Geist seiner Studie folgendermassen dar: „Wir werden in ernster und loyaler Weise die Negrillen und Bantu studieren, wobei wir der Kontrolle unserer Gegner nicht etwa ausweichen, sondern dieselbe verlangen. Wir werden die Gesamtheit der religiösen Anschauungen, der Moral und des Kultus darstellen, ohne etwa eine weise und geschickte Auswahl von nur passenden Tatsachen zu treffen; ebensowenig werden wir fragmentarische Nachrichten, die da und dort in unzusammenhängender Weise gesammelt werden, zu Theorien gruppieren. Wir werden uns vielmehr einer ganz persönlichen und direkten Erforschung der erwähnten Naturvölker, die wir gekannt und in deren Mitte wir gelebt haben, unterziehen“ (55). So richtig im allgemeinen diese methodischen Grundsätze sind, von denen das erste Kapitel: „Die Wissenschaft der Religionsgeschichte in ihrer Anwendung auf die Naturvölker“ handelt, so sehr hätten sie dennoch einer wissenschaftlicheren Vertiefung bedurft, das Buch hätte dadurch an wissenschaftlichem Wert noch gewonnen. Auch sonst in der Arbeit macht sich hier und da der Mangel einer streng wissenschaftlich-methodischen Schulung des Verfs. bemerkbar, wiewohl seine Erudition und Literaturkenntnis eine hervorragende ist, und sein scharfsinniges und geistreiches Urtheil hervorsteht.

Das Schlussresultat, zu dem der Verfasser auf grund seiner Untersuchungen — der Naturmensch und die Natur (2. Kapitel), der Naturmensch und die Familie (3. Kapitel), der Glaube, die unsichtbare Welt, die Seele, die Manen, die Geister und Gott (4. Kapitel), die Moral (5. Kapitel), der Kultus (6. Kapitel), die Magie (7. Kapitel), Vergleich der Religionen der Naturvölker (8. Kapitel), Schlussfolgerungen — gelangt, ist folgendes: „In dieser bedeutsamen Frage weist uns alles darauf hin, als ob das Menschengeschlecht, das von einem gemeinsamen Orte aus, an dem es aufgetreten, sich zu einer Zeit zerstreute, welche die Wissenschaft genau zu bestimmen ausserstande ist, in den Besitz eines Kernes religiöser und moralischer Wahrheiten mit den Elementen eines Kultus gelangt sei, dass dieses alles in der Natur des Menschen selbst Wurzel fasste, sich in derselben erhielt mit der Familie, sich entfaltete mit der Gesellschaft und nach und nach — je nach der jeder Rasse eigentümlichen Mentalität, je nach den intellektuellen Anlagen und den besonderen Lebensbedingungen — diese äusserlich verschiedenen, wesentlich aber identischen Formen annahm, die wir Religionen nennen, Religionen, denen sich überall und von Anfang an die Mythen, die abergläubischen Bräuche und die Magien beigesellten, welche sie verschlechterten und entstellten, indem sie dieselben von ihrem Objekte ablenkten“ (513 f.). Durch die vorliegenden Untersuchungen werden die Feststellungen Schneiders, „Die Naturvölker“ 1885, und „Die Religion der

afrikanischen Naturvölker“ 1891, sowie Ch. Peschs „Gott und Götter“ 1890, und „Der Gottesbegriff in den heidnischen Religionen des Altertums“ 1886–1888, bestätigt, aber auch in ganz wesentlicher Weise fortgeführt und erweitert, weshalb die vorliegende Studie als ein sehr verdienstlicher und höchst beachtenswerter Beitrag zur Religionswissenschaft anzusehen ist.

Fulda.

Dr. Chr. Schreiber.

Geschichte der Philosophie.

Der ethische Gehalt des Gorgias. Inaugural-Dissertation von Elisabeth Thiel. Breslau 1911, Druck von H. Fleischmann. 90 S. 8^o.

Nach einer orientierenden und grundlegenden Einleitung über den Zusammenhang und die Absicht der platonischen Dialoge folgt die eigentliche Abhandlung mit dem Ergebnisse, dass der Gorgias die Lehre von dem Lebensziele und dem Wege zu ihm vorträgt und einschärft, zunächst als Ansicht des Sokrates, weiterhin aber auch im wesentlichen als die des Plato selbst. Der Streit um die Redekunst im Anfang des Dialogs hat keine selbständige Bedeutung, er bereitet das Thema vor: sie soll nicht ausschliesslich, wie Gorgias und Polus wollen, zum Besitze der Macht verhelfen; denn darin liegt die Aufgabe des Menschen nicht, und soll nicht durch verbotene Mittel wirken; denn jedes Unrecht schädigt seinen Urheber. Die Aufgabe des Menschen ist die Läuterung, Bildung und Veredlung der Seele. Sie wird am sichersten gelöst durch Pflege des beschaulichen Lebens und Fernhaltung von den eitlen Geschäften der Welt. Nichts bringt die Seele so in Schaden als Sünde und Schuld. Die Sünde trägt ihre Strafe, die Tugend ihren Lohn in sich selbst. Das böse Gewissen raubt den Frieden, das gute Gewissen bringt und befestigt ihn. „Dieses innere Gericht“, meint die Verfasserin, „das sich am Bösen vollzieht, dieser innere Lohn, den das Gute mit sich bringt, wird am Schluss des Gorgias in mythischer Form als ein im Jenseits nach dem Abschluss des irdischen Lebens sich vollziehendes Gericht dargestellt. Dieser Mythos ist zu verstehen als eine andere Ausdrucksform, als Mittel der Verdeutlichung eben desselben Gedankenganges, der den eigentlichen Inhalt des Dialogs bildet“ (86).

Wir wünschen der Verfasserin zu dieser schönen Arbeit aufrichtig Glück. Ihr hoher sittlicher Ernst, ihr Fleiss, ihre Belesenheit und die Gewandtheit und Klarheit ihrer Darstellung verdienen alles Lob.

Um auch einige kritische Bemerkungen zu machen, so glaube ich, dass die anderen Auffassungen des Gorgias, von denen die Autorin redet, nicht immer so weit, als es nach ihr scheinen könnte, von ihrer eigenen abweichen. In Bezug auf den Streit über die platonische Ideenlehre fasst sie die Wirklichkeit, die den Ideen zukommen soll, als Wahrheit und stellt sich damit auf den Standpunkt derer, die von der Subsistenz der Ideen nichts wissen wollen. Natorp mag vielleicht Tadel verdienen,

dass er in den Ideen Regeln erblickt; hätte er Gedanken gesagt, so träfe ihn meines Erachtens ein Tadel nicht. Wenn Verfasserin meint, die „Wirklichkeit“ der Ideen sei vom Dasein der konkreten Dinge abhängig, so möchte sie darin irren. Der Tadel, den Konstantin Ritter S. 66 erfährt, ist wohl unbegründet. Wenn er S. 408 seines „Platon“ im Gegensatz zu den Kantianern und ihrer Versteifung auf den kategorischen Imperativ der Pflicht einer eudämonistischen Ethik das Wort zu reden scheint, so sagt er doch eigentlich dort nur, dass man einem Menschen seine Lebensaufgabe immer am verständlichsten machen könne, wenn man von der Untersuchung ausgehe, was sein Glück (*εὐδαιμονία*) ausmache. Das steht mit der Lehre Platos wohl nicht im Widerspruche. Hiermit hängt zusammen, dass nach unserer Verfasserin Sokrates im Gorgias nicht ernstlich reden soll, wenn er die Lust als das Gute und den Zweck des Menschen bezeichnet und daraus argumentiert. Wenn man die Lust in dem allgemeineren Sinne des Zusagenden, Erfreulichen, Genussreichen, Seligen versteht, so kann Sokrates mit Plato sie ganz wohl als das menschliche Endziel betrachtet haben. Aristoteles wenigstens hält es so, dessen Lehre nach der Versicherung der Autorin S. 85 hier mit der platonischen zusammenfällt.

— Köln-Lindenthal.

Dr. Rolfes.

Aristote. Traductions et Études. Collection publiée par l'Institut supérieur de Philosophie de l'Université de Louvain. **La métaphysique.** Livre I^{er}. Traduction et commentaire par Gaston Colle. Louvain, Instit. sup. d. Phil. 1912. VI et p. 38 (traduction) und 172 (commentaire). 5 Frcs.

Das neue literarische Unternehmen, dessen erste Veröffentlichung wir vor uns haben, muss als ein Ereignis betrachtet und im Interesse eines wahrhaft erspriesslichen Betriebes der philosophischen Wissenschaft auf das freudigste begrüsst werden.

Die einzelnen Bände der Sammlung sollen ausser der französischen Uebersetzung — der griechische Text selbst wird nicht beige druckt — je einen Kommentar mit Studien zum Texte und zur Doktrin des Aristoteles enthalten. Auf dem Umschlag werden als in der Vorbereitung begriffen bezeichnet: die Physik von A. Mansion, die Ethik von A. Pelzer, und die Politik von M. Defourny.

In Bezug auf den vorliegenden Band bemerkt Déploige in der Vorrede: „Die Uebersetzung des Anfangsbuches der Metaphysik, das Werk von Gaston Colle, ist die Frucht einer langen und gewissenhaften Arbeit, die sich auf die alten Kommentare und die besten zeitgenössischen Werke stützt; die beigegebenen Noten verfolgen den Zweck, vor allem das unmittelbare Verständnis des Textes zu vermitteln. Sie wird in reichem Masse den Zutritt zu einem wesentlichen Werke des Aristoteles erleichtern und Herrn Colle den Dank der Freunde der Philosophie eintragen. Das

wird der beste Lohn für eine Arbeit sein, die so schwierig und eben darum auch so verdienstlich ist, dass wir es kaum eigens hervorzuheben brauchen“.

Dieses günstige Urteil kann ich nach dem Eindruck, den der erste Band der Arbeit Colles auf mich macht, unterschreiben. Die literarischen Hilfsmittel sind in ihr reichlich berücksichtigt und verwertet. Der Kommentar von Alexander und von Asklepius nach der Ausgabe von Hayduck wird oft angezogen, ebenso der von Bonitz, vor allem aber der von Thomas von Aquin, mitunter auch die Paraphrase von Maurus. Der deutsche Kommentar mit Uebersetzung von Schwegler und die neuesten deutschen Uebersetzungen werden von dem französischen Schriftsteller naturgemäss wenig oder gar nicht benutzt. Mit Erudition und Geschick und meistens, so weit ich sehe, mit Erfolg sucht er überall die Bedeutung wichtiger Begriffe zu bestimmen, den Sinn und Zusammenhang des Textes selbst, grossenteils mit Verzicht auf Schlussfolgerungen für das aristotelische Lehrsystem im ganzen, zu erklären, und abweichende Bestimmungen und Auslegungen zu widerlegen. Auch auf die Textkritik hat er sein Augenmerk.

Wenn ich nun trotz dieser Vorzüge, die ich freudig anerkenne, im folgenden eine Reihe kritischer Bemerkungen bringe und Einzelheiten in der Uebersetzung und Erklärung ablehne, so geschieht es wegen des grossen und freundschaftlichen Interesses, das ich an der ganzen, so überaus wichtigen Publikation, wie an der Arbeit unseres Autors, nehme, und in der Hoffnung, dazu beizutragen, dass die folgenden Erscheinungen desto höhere Vollendung gewinnen. Wer einigermaßen die Schwierigkeiten kennt, die ein Unternehmen wie das vorliegende in sich schliesst, und die Leichtigkeit, mit der sich in diese Arbeiten, selbst nach vieljähriger Beschäftigung mit Aristoteles, Versehen einschleichen, der wird begreifen, dass die Reputation des Autors durch solche kritische Ausstellungen nicht berührt wird.

Mir will zuerst bedünken, dass sich der Vf. etwas viel bei den griechischen Kommentatoren, besonders Alexander, aufhält, und zustimmend oder ablehnend ihre Worte bringt, zum Glück in französischer Uebersetzung. Bei wichtigen und zweifelhaften Stellen mögen sie schon angezogen werden, aber auch dann für die Regel, ohne dass ihr Wortlaut vorgelegt wird, was schon die Raumersparnis verbietet. Wo soll es hinaus, wenn die folgenden Bücher der *Metaphysik* in derselben Ausführlichkeit behandelt werden, wie das erste? Aus Rücksicht auf den Raum sollten die griechischen Ausleger, wie andere Autoren, auch dann, für gewöhnlich, nicht erwähnt oder doch nicht nach dem Wortlaut angeführt werden, wenn es nur zur Abweisung ihrer Meinung geschieht. Genügt es in solchen Fällen nicht, einfach die richtige Uebertragung und Erklärung einzusetzen? Ueber die Autorität der griechischen Kommentatoren habe ich schon einige Bemerkungen in meiner Einleitung zur Uebersetzung von *περὶ ψυχῆς*, S. XVI und XLX ff., gemacht, wo man sie nachlesen möge. Man wolle aber meine dortigen Worte nicht so verstehen, als hielte ich es mit einem wissenschaftlichen

Verfahren für vereinbar, wenn man sich als Interpret des Aristoteles um seine griechischen Ausleger nicht bekümmerte. Ausser allem anderen spricht hiergegen schon die Erwägung, dass sie noch im Besitze von aristotelischen Schriften waren, die uns jetzt verloren sind, wie auch von Schriften seiner unmittelbaren Schüler, des Theophrast und Eudemus, die uns nicht mehr vorliegen.

Auch sonst ist der Vf. etwas umständlich. Was z. B. Aristoteles gleich in den ersten Absätzen von *Met.* I, 1 ziemlich einfach und verständlich über Erfahrung und Kunst und über die Erfahrung der Tiere sagt, und auch Thomas klar und einfach erläutert, veranlasst ihn zu einer fast 5 Seiten langen Reihe von Erklärungen, die nicht einmal ganz einwandfrei sind. Auf die Frage, ob in dem Text 2, 982 a 8 f. das *μᾶλλον* zu lehrhaft oder dem Sinne nach auch zu „die Ursachen erforschend“ gehört, verwendet er ungefähr 2 Seiten. Die Frage ist aber eigentlich keine, da jedes Lehren im Lehren der Ursachen besteht, wie jedes Wissen in ihrem Wissen — man vergleiche Thomas zur Stelle —, und darum lehrhafter nur die Wissenschaft sein kann, die in höherem Sinne die Ursachen lehrt als die anderen. Man könnte meinen, dass auch folgendes hierher gehörte. Zu der Parenthese im 1. Satz des 3. Kapitels: „dann behaupten wir etwas zu wissen, wenn wir die erste Ursache zu kennen meinen“, stellt er eine Untersuchung von 7 Seiten an, um zu dem falschen Schlusse zu gelangen, dass sie interpoliert ist. Aber dem ist nicht so. Der Verfasser ist nur durch die bei Aristoteles bekannte kurze und darum dunkle Ausdrucksweise verhindert worden, den wahren Sinn der Worte zu erkennen, und hat so in formell mustergültiger Weise ein Vollmass von Scharfsinn und Sorgfalt aufgeboten, um das, was er als einzig möglichen Sinn der Stelle ansehen zu müssen glaubte, als unmöglich und widerspruchsvoll zu erweisen. Wir begnügen uns zum Beweise dessen, die Bedeutung des Textes in einer Paraphrase vorzulegen. „Es ist also offenbar, dass es hier gilt, eine Wissenschaft der absolut ursprünglichen und ersten Ursachen zu gewinnen — denn dann behaupten wir in jeder Wissenschaft etwas zu wissen, wenn wir die erste Ursache des Dinges als Objekt der speziellen Wissenschaft zu kennen meinen. Also haben wir zu sehen, wie es mit den letzten und höchsten Ursachen aller Dinge bestellt ist, und haben dabei, um methodisch zu verfahren, die Ursachen nach ihren höchsten vier Gattungen zu unterscheiden, das um so mehr, da manche keine andere Ursache als die Materie angenommen haben“. Wir tadeln also den Verfasser, von seinem Standpunkt, ob der auf diese Stelle verwandten Sorgfalt nicht. Dagegen müssen wir ihm die Beanstandung des Textes als einen Irrtum anrechnen und überhaupt bemerken, dass er in der Kritik der überlieferten Lesarten, verführt durch philologische Vorbilder, hier und da zu weit geht. Wir werden das noch im folgenden an einigen Fällen erhärten. Hier gestatte man noch die Bemerkung, dass die vom Vf. in der gedachten Stelle

nach ihrem weiteren Umfang gefundene Schwierigkeit methodologischer Art, ob die Untersuchung über die Ursachen im 1. Buch der *Metaphysik* metaphysischer oder physischer Natur ist, sich in folgende Fassung bringen lässt: was haben Materie und Form, die nur Ursachen der körperlichen Dinge sind und darum unter die Physik fallen, mit der *Metaphysik* zu tun, die die Ursachen des Seienden als solchen betrachtet? Die Lösung liegt in den letzten Worten unserer obigen paraphrasierenden Uebertragung.

Mein letztes Gravamen, oder vielmehr nur ein Desideratum, in Bezug auf die Arbeit betrifft den Umstand, dass sie die Gelegenheiten verabsäumt, die Aussprüche des Aristoteles mit dem Ganzen seiner Weltanschauung in Zusammenhang zu bringen. Ich habe schon vorhin bemerkt, dass sie die Texte für sich unter Verzicht auf Schlussfolgerungen für das System zu erklären sucht. So wird im ersten Satze der *Metaphysik*: „alle Menschen haben von Natur ein Verlangen nach Wissen“, auch die Möglichkeit der *Metaphysik* zu verstehen gegeben. Denn wie St. Thomas im Kommentar zu dieser Stelle bemerkt: „Aristoteles stellt diesen Satz auf, um zu zeigen, dass es nicht eitel ist, eine Wissenschaft nach Art der *Metaphysik*, die zu nichts weiterem nutze ist, zu suchen, da das natürliche Verlangen nicht eitel sein kann“. Darum wird auch II, 2 nachgewiesen, dass es in jeder Gattung von Ursachen eine letzte und höchste gibt, auf deren Erkenntnis die *Metaphysik* ausgeht. Unser Vf. kommt vielleicht schon darum zu einer solchen Deduktion nicht, weil er den Terminus Wissen anders auffasst, wie wir noch sehen werden: als Erkenntnis überhaupt. — 2, 983 a 7 ff. wird Gott gewissermassen als der grösste Philosoph bezeichnet. Welche Folgerungen daraus gezogen werden können, habe ich in meiner Uebersetzung der *Metaphysik* Anm. I, 7 angedeutet, wo man nachsehen möge. Colle hat für die Stelle in ihrem ganzen Umfang nur die Bemerkung: „Gott gilt für ein Prinzip, und folglich hat die Wissenschaft der ersten Prinzipien an der Gotteserkenntnis ihr Objekt“. — Für die Stelle 3, 983 b 8 ff., wo den alten Philosophen vorgeführt wird, dass sie das substanziale Werden und die substanziale Form nicht gekannt haben, hat Colle sehr à propos einen Text aus Alexander hingesetzt, worin es heisst, dass die Alten aus dem Urstoff einen Körper in actu und nicht in potentia gemacht haben. Er unterlässt es aber, mit einigen Worten auf die schwer verständliche und weittragende Bedeutung des Begriffes Körper in Möglichkeit einzugehen. Davon, dass der Begriff des Urstoffes als eines Körpers in Möglichkeit seine Erschaffenheit fordert, da etwas, was nicht für sich sein kann, auch nicht aus sich sein kann, will ich gar nicht reden. Man mag mir nun entgegenhalten, es stehe bei dem Verfasser, sich seinen Zweck selbst zu setzen, und so müsse es auch Colle unbenommen sein, sich mit der Feststellung des unmittelbaren Sinnes des Aristoteles zu begnügen. Ich widerspreche dem nicht, meine aber, dass uns Aristoteles wegen seiner Weltanschauung interessiert, und dass auch die Darstellung seiner Gedanken gewinnt, wenn

die trockenen Interpretationen hier und da durch philosophische Ausblicke gewürzt werden.

Ich komme nun zu einigen Einzelheiten. Im ersten Satze der Metaphysik fasst Colle das *τοῦ εἰδέναι* irrtümlich nicht im speziellen Sinne als Wissen oder Erkenntnis der Ursachen, sondern als Erkenntnis im allgemeinen mit Einschluss der Wahrnehmung, und im zweiten Satz *σημείον* ebenso irrtümlich nicht als Zeichen, sondern als Beweis. Der Sinn soll sein: der Mensch verlangt nach Erkenntnis überhaupt. Beweis: er liebt die Wahrnehmungen. Das ist aber unverständig geschlossen, wie wenn man etwa schliessen wollte: alle Pferde sind schwarz. Beweis: die Rappen sind schwarz. Aus der Spezies schliesst man nicht auf die Gattung. Umgekehrt soll es nach Colle ein Paralogismus sein, wenn man schliesst: der Mensch verlangt nach Wissen; denn er liebt die Wahrnehmungen, die ihn zum Wissen führen. Nämlich daraus folge nur, dass er die Wahrnehmung um des Wissens, nicht aber, dass er das Wissen um seiner selbst willen liebt. Aber das sagt ja auch Aristoteles im ersten Satze nicht, sondern er sagt: alle Menschen haben von Natur ein Verlangen nach Wissen. Uebrigens ist die von Colle als unlogisch bekämpfte Auslegung auch die von Suarez: man sehe *Disp. Met.* I, 6, 10; sie ist auch die des Alexander, den Colle für sich zu haben glaubt: man lese in den Scholien von Brandis 521 b 8—16. Ja, Aristoteles selbst scheint den vorgeblich unlogischen Schluss auch ausdrücklich zu ziehen. Er erklärt unsere Liebe zu der vorzüglichsten Wahrnehmung, der durch das Gesicht, daraus, dass dieser Sinn uns vorzüglich zur Erkenntnis eines Dinges verhilft: *ποιεῖ γνωρίζειν τι ἡμᾶς*, Hiermit scheint, da *τι* an erster Stelle die Substanz bezeichnet und *γνωρίζειν* die intellektuelle Erkenntnis, auf eben diese Erkenntnis hingewiesen zu sein. Colle übersieht das *τι*, wie es auch in der Uebertragung von Wilhelm von Moerbeek, die Thomas vorgelegen zu haben scheint, unübersetzt bleibt. Bessarion hat richtig: *nos cognoscere quicquam facit*. Man denke hier auch mit den alten Auslegern an die Erklärung Platos im *Timaeus* 47, dass wir mit Hilfe des Gesichtssinnes, über dem Anblicke des gestirnten Himmels mit seiner Ordnung und Schönheit, zur Philosophie gelangt sind. S. 9 macht Colle St. Thomas einen Vorwurf daraus, dass er in dem Satz des Aristoteles 1, 980 b 25: „die Tiere leben in ihren sinnlichen Vorstellungen und Gedächtniseindrücken“, die Vorstellungen auf die niederen, die Gedächtniseindrücke auf die höheren Tiere bezieht. Warum soll er das denn nicht dürfen, da Aristoteles vorher gesagt hatte, manche Tiere hätten kein Gedächtnis, und nun allen Sinnenwesen, die es noch ausser dem Menschen gibt, Vorstellungskraft und Gedächtnis zuschreibt? S. 13 tadelt er Alexander, weil er, wie doch auch St. Thomas, zu dem Satze 980 b 26: „die Tiere haben an der Erfahrung wenig Anteil“, die Meinung äussert, sie hätten eigentlich gar keine Erfahrung. — S. 24 meint er mit Baumann (und Lasson), in dem Text 2, 982 a 13: *τὸν διδασκαλι-*

κώτερον τῶν αἰτίων, das *τῶν αἰτίων* tilgen zu müssen, sonst gebe es einen Paralogismus. Aber was ist einfacher als der Schluss: weiser scheint wer mehr die Ursachen lehrt, 982 a 13; nun lehrt die Metaphysik in höherem Sinne als die anderen Wissenschaften die Ursachen 982 a 28; also ist sie in höherem Sinne Weisheit. — Noch früher, S. 8, macht er zwei verfehlt Bemerkungen zu *De anima*. Dort heisst es 3, 428 a 11: „Phantasietätigkeit scheint sich bei den Ameisen, den Bienen und den Spulwürmern nicht vorzufinden“. Daraus macht er, unter gewaltsamer Umänderung des Textes mit Torstrik, Belger und Rodier: „Phantasie scheint sich bei den Ameisen und Bienen zu finden, bei den Spulwürmern aber nicht“. Wenn die Ameisen und Bienen auch kluge Tiere sind, so haben sie doch anscheinend keine Phantasie, d. h. keine solche, die sich anders als im unmittelbaren und gleichzeitigen Anschluss an die Wahrnehmung betätigt. Dagegen gibt es Tiere, wie z. B. die Hunde, die selbst im Schlafe Phantasiebilder haben. Dann ist er, gegen den Zusammenhang, der Ansicht, was am Ende von *De anima* von der Zunge und Stimme steht, die dazu dient, nach aussen etwas kundzugeben, könne ausschliesslich vom Menschen verstanden werden. Ich erinnere mich, in meiner Uebersetzung im 1. Buch der *Metaph.* zwei Stellen ganz abweichend von unseren deutschen Uebersetzern wiedergegeben zu haben, einmal 3, 984 b 19: *αἰτίαν δ' ἔχει πρότερον Ἑρμότιμος ὁ κλαζομένιος εἰπεῖν*. Ich meine, das heisst: „doch weiss ihn (den Verstand) schon vor ihm (Anaxagoras) Hermotimus aus Klazomenae als Ursache zu bezeichnen“. Noch Lasson kommt nach mir mit der unmöglichen Wiedergabe: „es ist Grund zu der Annahme, dass Hermotimus von Klaz. diesen Gedankengang schon vorher angedeutet hat“. Sollte so übertragen werden, so müsste wenigstens der Akkusativus von Hermotimus stehen. Auch Colle übersieht die Unzulänglichkeit der bisherigen Uebersetzung und übersetzt: „Or nous savons avec certitude qu'Anaxagore a fait des considérations de ce genre, mais avant lui Hermotime de Clazomène a la réputation d'avoir parlé ainsi“. Colle macht hier noch einen zweiten Fehler und bezieht das *φανερῶς* Zeile 18 auf *ἴσμεν* in derselben Zeile: nous savons avec cert. Lasson hat hier richtiger gesehen, indem er es auf *ἀψάμενον* Z. 19 bezieht und schreibt: „dass diesen Gedankengang Anaxagoras mit Bestimmtheit ergriffen hat, wissen wir“. Die zweite bisher immer missverstandene Stelle steht 9, 991 a 22: *τί γὰρ ἐστὶ τὸ ἐργαζόμενον πρὸς τὰς ἰδέας ἀποβλέπον*; das *τί* wird hier allgemein als Subjekt gefasst, und so übersetzt wieder Lasson: „denn welches wäre das Subjekt, das in seinem Wirken auf diese Ideen den Blick gerichtet hielte?“ Aehnlich Colle: „car quelle est la chose qui travaille en regardant les idées?“ Es scheint aber, wie schon St. Thomas gesehen hat, warum oder wozu zu bedeuten, und so wäre zu übersetzen, wie ich getan habe: „denn wozu ist jenes da, das im Hinblick auf die Ideen wirkt?“ oder: „was soll es denn?“ Nach dem Subjekt kann nicht gefragt werden, da es zweifellos

der platonische Demiurg ist. Man vergleiche unsere Uebersetzung der *Metaph. I*, 187 Anm. 32.

Das sind so ziemlich die wenigen Ausstellungen, die ich im einzelnen an der Colleschen Uebersetzung und Erklärung zu machen hatte. Diese Errata, wenn ich sie mit Recht als solche bezeichne, berühren die Auffassung der aristotelischen Lehre nicht und hindern nicht, dass die Leistung Colles sich auf der Höhe des von Déploige entworfenen Programms hält.

Der aristotelische Text, der als Vorlage gedient hat, ist der von Christ edierte. Man wolle über diese Textausgabe unsere Bemerkungen in unserer Uebersetzung I, Einleitung S. 16 vergleichen.

Köln-Lindenthal.

Dr. E. Rolfes.

Verschiedenes.

Annales de l'Institut supérieur de Philosophie de l'Université de Louvain. Tome I. Année 1912. VII, 705 p. Paris 1912, Félix Alcan.

Mit einem neuen Unternehmen tritt das bekannte höhere Institut für Philosophie an der Universität Löwen an die Oeffentlichkeit. Es handelt sich um die planmässige Veröffentlichung jener Arbeiten von Professoren und Dozenten, gegenwärtigen und ehemaligen Schülern des genannten Instituts, die zu ausgedehnt sind, um in der vom Institut herausgegebenen *Revue Néo-Scholastique* Platz zu finden, aber doch auch wieder nicht umfangreich genug, um einen Band der *Bibliothèque* des Instituts zu bilden, die also zu mehreren geeint in einen jedes Jahr einmal erscheinenden Band der *Annales* zusammengeschlossen werden sollen. Der vorliegende erste Band umfasst neun Beiträge.

I. Contribution à l'étude de la mémoire logique von A. Michotte und C. Ransy (1—96). Nach der Darlegung des Gegenstandes der Studie und der angewandten Untersuchungsmethode im 1. Kapitel wird im 2. Kapitel von den verschiedenen Arten der Reproduktion gehandelt und von den Mittelgliedern derselben, nämlich von der Beziehung (das Bewusstsein der Beziehung, die Symbole der Beziehungen) und von anderen Mittelgliedern, nämlich von den visuellen Bildern, von den affektiven Zuständen und von den kinästhetischen Vorstellungen. Im 3. Kapitel werden die „quantitativen Resultate“ (statistische Ergebnisse, die Dauern der Reproduktion), und im 4. Kapitel die „vergleichenden Resultate“ zusammengestellt (Vergleichung der angestellten Untersuchungen mit den Ziffern und der angestellten Untersuchungen mit den Worten, logisches Gedächtnis und mechanisches Gedächtnis, die Ergebnisse unter dem Gesichtspunkte der individuellen Psychologie). — Auf diese psychologische Studie folgt eine soziologische:

II. J. Lottin, *Quetelet. Son système sociologique* (99—173). Im 1. Kapitel werden die sozialstatistischen Werke Quetelets (* 1796 zu Gent, † 1874 zu Brüssel), des Vaters der Sozialstatistik, in chronologischer Reihenfolge kurz gewürdigt, worauf im 2. Kapitel die Originalität des Systems Quetelets nach der Seite der statistischen Wissenschaft und der sozialen Physik beleuchtet und schliesslich im 3. Kapitel der Inhalt der sozialen Physik Quetelets sehr eingehend zergliedert wird. — Die folgende Arbeit führt uns auf spezifisch philosophisches Gebiet:

III. P. Nève, *Le pragmatisme et la philosophie de M. Bergson* (173 bis 211). Auf einen geschichtlichen Ueberblick über die Entwicklung des Pragmatismus im 1. Kapitel folgt im 2. Kapitel eine Darstellung der Philosophie Bergsons nach den Gesichtspunkten: Methode, Theorie der Erkenntnis, Theorie des Lebens, Metaphysik; den Beschluss bildet eine Kritik der bergsonianischen Philosophie im 3. Kapitel: Bergsons Philosophie ist pragmatistisch, aber sie fügt dem Anti-Intellektualismus den Intuitionismus hinzu, der allein fähig ist, aus dem Pragmatismus ein mehr oder weniger dauerhaftes philosophisches System zu machen. Die Widerlegung des Systems Bergsons ist misslich, man weiss nicht recht, wo man anpacken soll. Bergson setzt die Realität der Intuition voraus. Gerade hier nun offenbart sich der wesentliche Gegensatz, zwischen dem Intellektualismus und der bergsonianischen Philosophie. Letztere verlangt das Unmögliche von der menschlichen Erkenntnis. — Ein naturphilosophisches Thema behandelt

IV. J. Lemaire, *La valeur de l'expérience scientifique et les bases de la Cosmologie* (211—281). Der Verf. setzt sich im 1. Kapitel auseinander mit den Kritiken von Le Roy, Duhem und Milhaud gegen den Wert der wissenschaftlichen Erfahrung, um im 2. Kapitel die den Wert des wissenschaftlichen Gesetzes bestreitenden Ansichten abzulehnen. Seine Schlussfolgerung ist: „Die Tatsache (le fait) und das wissenschaftliche Gesetz besitzen aus sich einen darstellenden Wert des Wirklichen, der freilich zu tage tritt erst nach einer vorausgegangenen Nachprüfungsarbeit“. — Moral-statistischer Natur ist die folgende Studie:

V. C. Jacquart, *Essais de statistique morale: La criminalité belge 1868—1909* (281—421). Zuerst werden Natur und Grenzen der Kriminalstatistik festgestellt (1. Kapitel). Hierauf wird (im 2. Kapitel) die Kriminalität in Belgien während der Jahre 1868 bis 1909 untersucht und zwar nach den einzelnen Arten der Verbrechen und nach der geographischen Verteilung derselben; sodann wird (im 3. Kapitel) der Einfluss gewisser sozialer Faktoren — Bevölkerungsdichte, Alkoholismus usw. — auf die Kriminalität untersucht, und schliesslich (im 4. Kapitel) wird die Kriminalität in Flandern und in der Wallonie vergleichsweise gegenübergestellt. Nicht weniger als vier und dreissig vorzügliche Tabellen veranschaulichen das Dargelegte.

VI. N. Balthasar, La méthode en Théodicée. Idéalisme Anselmien et Réalisme Thomiste (421—469). Diese Studie, in der auch die diesbezüglichen Veröffentlichungen in den „Beiträgen zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters“ und Adlhochs Aufsätze im „Philos. Jahrbuch“ ausgiebig zu Rate gezogen wurden, gibt eine sehr belehrende Gegenüberstellung der Gottesbeweise des hl. Anselm im *Monologium*, im *Dialogus de veritate* und im *Proslogium* mit den Gottesbeweisen des hl. Thomas in der „quarta via“, aus der Wahrheit, aus dem Begriff des Unendlichen, um dann den fundamentalen Charakter der anselmischen und der thomistischen Theodicee dahin zu bestimmen, dass erstere idealistisch, letztere realistisch orientiert ist. — Einen Beitrag zur Geschichte der Philosophie liefert

VII. A. Mansion, La notion de nature dans la Physique Aristotélicienne (469—569). In fünf Kapiteln wird der Gegenstand behandelt: Die Begriffsbestimmung der Natur bei Aristoteles, die natürlichen Phänomene, die Aktivität der Natur, die der Aktivität der Natur entgegenstehenden Hindernisse, Kontingenz oder Determinismus. — Zur experimentellen Psychologie, von der der erste Band der *Annales* seinen Ausgang genommen hat, führen uns die beiden letzten Arbeiten zurück:

VIII. A. Michotte, Nouvelles recherches sur la simultanéité apparente d'impressions disparates périodiques (Expérience de complication) (569 bis 665). Das erste Kapitel beschäftigt sich mit den Vorfragen, das zweite Kapitel handelt vom Einfluss der Uebung, der Schnelligkeiten, der Zeit zur Hervorbringung der scheinbaren Simultaneität disparater periodischer Eindrücke und entwirft dann ein Bild vom Gebiete der Simultaneität. Das 3. Kapitel gibt eine Darstellung und Kritik der hier in Betracht kommenden Theorien.

IX. A. Michotte, Note à propos de contributions récentes à la Psychologie de la Volonté (665—705). Ein Schüler Michottes, Boyd Barrett, hat jüngst die Resultate seiner Untersuchungen über die Motivation der Willensakte, die er unter der Leitung Michottes im Laboratorium der Psychologie der Universität Löwen nach einer ganz neuen von Michotte aufgefundenen Methode angestellt hat, veröffentlicht.

M. gibt hier diese Resultate, unter Anfügung von Korrekturen und Erläuterungen wieder, nach den Gesichtspunkten: Die Motive, Einflüsse des Wertes der Alternativen, die Relativität der Worte, das Zaudern, die Bestimmung, die Wahl und die Realisierung, der Einfluss der Wiederholung der Erfahrungen, die individuellen Eigentümlichkeiten.

Das neue Unternehmen ist eine bedeutsame Aeusserung des regen und vielseitigen wissenschaftlichen Lebens, das am *Institut supérieur de Philosophie* der Universität Löwen herrscht.

F u l d a.

Dr. Chr. Schreiber.